

(Nachdruck verboten.)

27]

## Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Diebig.

Auffspringend reckte Hannes die Arme zur Decke mit einem furchtbaren Gähner, der seine starken Zähne zeigte, und schüttelte die riesigen Fäuste und streckte dann alle zehn Finger aus, als sollten sie nach was greifen. Noch war er nicht unter die Füße gekommen, wenn auch der Laufeld schon gedachte, auf ihm herumzutrampeeln — den Buckel lang rutschen, ja, das konnte ihm der! Und das konnten ihm auch die Müller! Eigentlich waren die zwei in den weißen Mühlen keine bösen Leut — ein Gallunke würde ihn nicht am Wegrand aufgelesen haben, dazumal, als er aus dem Chaischen gestürzt, und ihn heimgeführt haben, als sei er sein lieblicher Bruder. Und hatte der andre ihm nicht lethim zu wissen gethan, er wolle ihm seine Mühle abkaufen, so gut, daß er sich mit der Wittlicher Sparbank abfinden könne und noch was übrig behalten — das war ein Vorschlag! Aber nein, — nein — und wieder nein, seine Mühle gab er nicht her, die gehörte ihm von Gott und Rechtswegen, ihm ganz allein, da durfte kein anderer d'ran rühren; kam einer, wahrhaftig, dem schlug er lieber den Schädel ein! —

„Ne — ne — ne —!“ Möglichst laut herausschreiend, daß der Alte entsetzt auffuhr, stapfte er mit großen Schritten in der Stube auf und ab. Böß kläffend folgte der auch aufgeschreckte Nero seinen Tritten.

Da wagte der Vater endlich ein Wörtchen:

„Hannes, was machte? Hannes, was denkste denn?“

Aber ihm ward keine Antwort, nur herrlich, herrlicher noch als er einst die Frau angefahren, fuhr der Sohn ihn jetzt an: „Salt Dein Maul!“

Sich mit zitternden Fingern ein stärkendes Prieschen in die Nase stopfend, verstummte der Greis. Die Thränen kamen ihm in die Augen: „Sozieh!“ — nur vom Niesen!

„Geh' häm — laß mich zufrieden,“ schrie der Sohn.

Da trollte sich der Vater von dannen, um am andren Abend, wenn's dunkelte, gewiß wiederzukommen. Und ebenso gewiß wartete der Sohn schon auf ihn.

Die Fränz war viel allein. Kameradinnen hatte sie nicht — wie, sollte sie noch mit den gewöhnlichen Bauerndirnen verkehren? Als Kind, in ihrer Dummheit, war sie freilich mit denen umhergesprungen, aber jetzt?! Die waren alle Mägde geworden oder schufsteten hart auf dem elterlichen Acker, nur mit knielangen Zumpelröschchen angethan, die Beine ohne Strümpfe. Da rümpfte sie ihre Nase. Eh' sie sich mit denen gemein machte, blieb sie lieber für sich. Zur Großmutter trieb sie's auch nicht — was sollte sie mit der alten Frau schwätzen?! Die klagte nur, und sie wollte gern lachen; die sprach nur von der Vergangenheit, und sie wollte Zukunft.

Oft sah sie sich in den Spiegelscherben, der gleich beim Weihwasserflesschen in ihrer Kammer hing — ihre Augen waren leuchtend, ihre Haut Milch und Blut, ihr Haar glänzende Wellen. Wie, war sie nicht schön, sollte nicht dereinst einer in der goldenen Kutj' kommen und sie holen?!

Geut' hatte der Müllerhannes mit ihr gescholten — nein, nicht gescholten, geschimpft, ganz sackgrob. Warum denn? Ei, das wußte sie ja gar nicht, er war eben unwirsch „knötterig“ schon vom frühen Morgen an. Wenn er was Unangenehmes zu hören gekriegt hatte, was Kergerliches, was konnte sie denn dafür?! Aber als sie's ihm gesagt, hatte er mit dem Pantoffel nach ihr geschmissen, ja, geschmissen!

O, die arme Mutter, der hatte er's auch so gemacht. Aber sie, nein, sie ließ sich lange nichts gefallen, was die sich hatte gefallen lassen. Eher ließ sie weg, weit weg!

Und in zornige Thränen ausbrechend, stürzte die Erregte zur Mühle hinans, warf die Thür unsanft hinter sich ins Schloß und rannte davon wie besessen. Sie mußte rennen, sich austoben, der Unmut ließ ihr sonst das Herz ab. War's nicht schon schlimm genug, daß sie gar keine Freud' hatte? Andre Mädchen aus ihrem Stand hatten Maisir die Masse, und bunte Bänder, viel neue Kleider und Bräutigams, die sie zu Tanz führten. Bräutigams? Da zuckten ihre geraden Brauen, und

sie zog die Mundwinkel verächtlich herab — Bräutigams konnte sie auch kriegen — Bauerntöpel aus Maarfelden — aber nein, dazu war sie sich doch wahrhaftig zu schad' — auf dem Acker arbeiten, wie ein Pferd, alle Jahre ein greinendes Kind kriegen und noch den Buckel voll Schläge dazu?!

Sie schüttelte sich, und dann stampfte sie mit dem Fuße: die Burschen sollten sie in Ruh' lassen — aber wo wären die auch sonst so frech gewesen, hinter ihr drein „Pst!“ zu machen! Daran war nur er schuld, an diesem Uebel und an vielen, ja, an allen der Müllerhannes ganz allein!

Ein rechter Groll gegen den Vater stieg in ihr auf, sie hätte ihn hassen können, und wenn's auch Sünde war, ja, hassen! Hatte er sich je um sie gekümmert? Und die Mutter — ach, die Mutter lebte gewiß noch! Mit einem Schlag stand die Gestalt der Mutter, an die sie lange nicht gedacht, vor ihr. Sie sah ihr verhärmtes Gesicht, ihr schwarzes Kleid und sah sie zittern. Sie hörte das Winseln durch die Kammerthür.

Thränen des Schmerzes und der Bitterkeit fingen an, über ihre Wangen zu fließen, und sie schluchzte laut. Immer weiter lief sie in zorniger Hast, tiefe Seufzer stieß sie aus, als sollte ihr das Herz brechen. Und der — der schimpfte noch zu allem?!

Aber wart', sie wollte ihm wohl Bescheid thun. „Du,“ würde sie sagen, „hab' Du mir net e so en groß Maul! Wen hat dann alles e so weit erinner gebracht — he?! Dat mer tein anständig Kleid mehr hat, — für unter de Leut' zu gehen, kein Chais' mehr hat, für drin zu fahren? Dat mer — dat mer —“

Und wenn er dann mächtig schrie, sagte sie ganz passig: „Spar' Dein Red', ich han et satt in der Mühl' — ich gehn!“ Ganz verdutzt würde er gewiß drein seh'n, aber sie —

„Sa, ha!“ Ein helles Lachen schreckte sie auf. Da war sie schon an dem Brüdchen angelangt, das unweit des Engelsloches über die Kleine Kall führt; die Thalwiesen, von unzähligen Herbstzeitlosen bestrickt, breiteten sich, und am gemauerten Einfah des Brüdchens leuchte ein Bursche, lachte und schwiippte mit einer langen Angelerte in den raschfließenden Bach. Das war der Josef von Laufeld oben aus Manderscheid — sie kannte den wohl noch — wollte der etwa hier unten fischen in ihres Vaters Bach?! Zornig runzelte sie die Stirn. Schon wollte sie ihm einen Verweis anstellen, aber da besann sie sich: mit dem durfte sie nicht sprechen. Fest kniff sie die Lippen zusammen.

„n'Abend, Fränz, was bis Du e so groß geworden?“ sagte der Josef, und dann nach einem musternden Blick: „un en staats Mäddche, e so is kein annere hei! No, Fränz, wie geht et Der dann eweil?“

Was, der wollte gar eine Unterhaltung mit ihr anfangen? Stracks kehrte sie ihm den Rücken. Mit dem Laufeld seinen Sohn sprach sie nicht — nein! Alles Unglück kam von dem alten Dudmäuser oben — das hatte sie oft gehört. Und auf einmal stürzte alles Leid, das sie mit angesehen und das sie täglich mit ansah, unter den musternden Blicken dieses wohlgekleideten Burschen über sie her. Heiße Röte stieg ihr bis in die Stirn, fest preßte sie die Lippen aufeinander, daß ihr ja kein Wort entschlüpfte, warf den Kopf in den Nacken und schritt davon, nicht zu rasch, nicht zu langsam. Sie that sich Zwang an, gelassen und stolz zu scheinen. Der da sollte es nicht merken, wie sehr sie erregt war — verstoßen wünschte sie hastig mit der Schürze, der hatte doch ihre Thränen nicht gesehen? — der sollte nur sehen, daß sie ihn, seinen Vater, die ganze Sippchaft verachtete.

Ihr beiseidenes Kleid raffend, stieg sie über eine nasse Stelle des Weges.

Es war schon abendlich, ein feuchtes Herbstdämmern breitete sich, aus den Gründen stiegen kalte weiße Nebel und hüllten alles Hagende wie in Rauchsäulen. Als sie an der Felsenede einmal verstoßen zurückblickte, war von dem Josef nichts mehr zu sehen. Hatte er sich durch's Engelsloch davon gemacht? Ah, abgeblüht!

Sie lachte höhnvoll, aller Schmerz ging in diesem Lachen unter.

### XVI.

Dicht bei der Siebelwand, da wo der Mühlenpfad zur Straße hinauf gen Maarfelden führt, standen Weidenbäume. Bis vor wenig Jahren hatten die noch Mark und Saft gehabt, alle Frühjahr neu ihre graugrünen, wehenden Blätterbüschel

aufgesteckt; jetzt waren die alten Stämme geborjen im klingenden Frost des lehtbergangenen Winters, der Lenz hatte ihnen kein Grün mehr entlocken können, nur hier und da noch waren aus rissigem Stumpf ein paar unkräftige Zweige aufgeschossen und standen gen Himmel, wie deutende ängstliche Singer.

In diesem Winter hatten Ränzchen ihre Wohnung genommen im Bauch der alten Weiden. Kaum daß es dunkelte, so huben sie ihr gräuliches: „Suhuhui!“ an; es war, als wollten sie um die Bette schreien mit dem Ruckuck, der drinnen im Haus aus der alten Uhr rief. Dazwischen bellte einmal dumpf der alte Nero — das waren aber auch die einzigen Stimmen, die hier laut wurden.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

In Berlin hatte man endlich begriffen, daß es nicht so weiter gehen könne. Erst neulich hatte man wieder erleben müssen, daß der Ortsdiener von Labiau, obwohl Inhaber des Apfelsinen-Ordens, im genau 28 Tage hinter dem Ueberzeugungen der Centralregierung zurückgeblieben war, so daß eine bedauerliche Verwirrung in den Gemütern der dortigen Bevölkerung eingerissen war: die Herzen wußten nicht mehr recht, wofür sie begeistert bis zum Tode zu schlagen hätten. In solcher Not trat der Ministerrat zusammen und Podbielsti fand alsbald das erlösende Heilmittel. Es sollten hinfür jeden ersten und dritten Freitag im Monat Kontrollversammlungen stattfinden, in denen die Gefinnungen der Beamten vom Nachtwächter und Ortsdiener bis zum Oberpräsidenten geprüft und nötigenfalls auf die Berliner Normalzeit gebracht werden sollten. Wessen Ueberzeugung nur um eine Sekunde vor- oder nachging und die richtige Stellung verweigerte, der mußte unbarmherzig im Interesse der Staatsautorität ausgerottet werden. Um das Ansehen der höheren Beamten gegenüber den niederen zu schützen, werden die einzelnen Rangklassen gesondert versammelt.

Nach den bisherigen Erfahrungen hat sich die neue Einrichtung vorzüglich bewährt. Um meinen Lesern einen Begriff von dem Verfahren zu geben, teile ich nachstehend das Protokoll einer östlichen Beamten-Kontrollversammlung erster Klasse mit.

Angetreten waren der Minister als Kontrolleur, der Oberpräsident, der Regierungspräsident, ein Landrat (70 Jahre), ein Landrat (50 Jahre), ein Landrat (35 Jahre).

Nachdem der Minister sich mittels dreier Fürsten das Haupthaar geglättet, hielt er eine kurze, aber stramme Ansprache. Er betonte, daß die Regierung unbedingt darauf bestehen müsse, ihr Ansehen im Lande aufrecht zu erhalten; jeder Beamte sei verpflichtet, die Politik der Regierung energisch zu unterstützen, und der Minister, werde mit eisernem Peilen jeden anstreben, der sich widerpenflich, schlaff oder unwillig zeige.

Die hohen Beamten schrien Hurrah und dann begann die Prüfung. Der Minister: Ich bitte, welche religiöse Ueberzeugung hat man gegenwärtig?

Der Oberpräsident: Wir sind treue Söhne des ewangelischen Bekenntnisses.

Der Minister (stimmunselnd): Um! Was meinen Sie, Herr Regierungspräsident?

Der Regierungspräsident: Die Religion muß dem Volke erhalten werden.

Der Minister: Na ja, aber welche? That is the question — Das ist die Frage, wie Wilow zutreffend bemerkte.

Der erste Landrat (70 Jahre): So, wie es uns die Offenbarung der Bibel und der Katechismus lehrt. Luther für immer! Nieder mit Harnad!

Der Minister (ärgerlich): Ich bitte sich zu mäßigen, Herr Landrat. Dieser Harnad ist n sehr anständiger Mann. Ueberhaupt die einseitige Betouung des ewangelischen Bekenntnisses ist, durchaus nicht zeitgemäß.

Der zweite Landrat (50 Jahre — eifertig): Es war immer meine Ueberzeugung, daß im statholizismus das Heil liege. Die edlen Herren dieser Kirche —

Der Minister (unterbrechend): Die Regierung ist nicht dieser Ansicht, heute nicht.

Der dritte Landrat (35 Jahre): Ah, ich hab's. Ich las es seeben. Wir müssen dem Volke die Metaphysik Schopenhauers, die Religion des unpolitischen Peissi- einerseits, des politischen Optimismus andererseits einrichten.

Der Minister: Sie eilen der Zeit voraus, junger Mann! Ich bedauere wirklich, daß Ihre religiösen Ueberzeugungen sich so wenig auf dem Laufenden erhalten. Die Regierung muß darauf bestehen, daß dem Volke die babilonische Religion erhalten wird. Sache ist nämlich, wie attemmäßig feststeht, daß die verfluchten Juden einfach von Babylon abgeschrieben haben. Babylon ist erflaffig. Außerdem baut deutsches Kapital in der Gegend 'ne Bahn. Ich bitte Sie also, die Schulinspektoren, Geistlichen, Lehrer demgemäß zu instruieren

Die Beamten (im Chorus): Sehr wohl, Excellenz, wir sind jetzt alle Babilonier!

Die Prüfung wandte sich dann der nationalen Frage zu. Hierbei kam es zu einem peinlichen Zusammenstoß zwischen dem Minister und dem ersten Landrat, der mit der Hartnäckigkeit des Alters darauf bestand, daß es seine Ueberzeugung sei, die Polen müßten als gleichberechtigt anerkannt, ihre Sprachen und Sitten geschont, ihre begreifliche Erbitterung versöhnt werden. Der Landrat erklärte entschieden, er wählte ganz genau, daß man in Berlin diese Ueberzeugung wünsche. Mostielsti habe es ihm selbst gesagt.

Der Minister erwiderte scharf: Sie scheinen wirklich noch unter dem seligen Caprioli zu leben. Admiralsti ist einfach 'n Hochverräter. Wir datieren heute, Herr Landrat, „Wilow“. Ich möchte Ihnen bringen aus Herz legen, den polnischen Kammingen den Jaun anzulegen. Die Regierung versteht in dieser nationalen Lebensfrage keinen Spaß.

Darauf entschuldigte sich der erste Landrat und betonte, daß er sich nur versprochen habe; es sei seit jeher seine innerste Ueberzeugung, daß das Polentum ausgerottet werden müsse.

Der Minister richtete darauf die Frage an die Versammelten: Was würden Sie thun, wenn ein Pole die Anzeige erstattet, daß bei ihm eingebrochen sei und Wertgegenstände gestohlen seien, und zwar von einem Deutschen?

Der dritte Landrat gab darauf die Antwort: Ich würde den Polen verhaften lassen, weil er durch die Aufbewahrung von Wertgegenständen den armen Deutschen in gemeiner Weise zum Einbruchsdiebstahl verleitet hat.

Der Minister lächelte äußerst befriedigt und versprach dem jungen Landrat, an ihn zu denken.

Schließlich wurde noch beschossen, eine Reinemachefrau eines Landratsamtes zu entlassen, weil man die Erfahrung gemacht hatte, daß ihres Schwiegerstiefvaters uneheliches Schwesterkind mit einem Polen zusammen auf der Eisenbahn gefahren wäre.

Die Verständigung über die Socialpolitik machte einige Schwierigkeiten. Während der erste Landrat die Erlasse von 1890 herfagte, forderten Oberpräsident und Regierungspräsident sowie der zweite Landrat die Justizhausvorlage. Nur der dritte Landrat kam der richtigen Ueberzeugung nahe. Er meinte, man könne sich durchaus mit der Socialdemokratie verständigen, wenn sie, statt unmöglichen Utopien nachzujagen, sich entschlossen auf den Boden der Monarchie stellte und sich — statt aller übrigen maßlosen Forderungen — mit der allgemeinen Verkürzung der Arbeitszeit um zehn Minuten begnügen würden.

Der Minister fügte hinzu, es würde sehr gern gesehen werden, wenn man einigen loyal gestimmten stahlhürten schwarze, wenn auch bereits gebrauchte, Anzüge schenken würde und die so Bekleideten dann in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt würden. Auch sei es empfehlenswert, wenn die Herren gelegentlich einen zuverlässigen Landarbeiter zu ihrer Mittagstafel heranziehen würden. Das sei ein Gebot der christlich-monarchischen Socialpolitik und geeignet, die bedauerlichen Gegensätze innerhalb der Nation zu überbrücken. Er könne verraten, daß sein Kollege, der Eisenbahn-Minister, mit dieser Lösung der Magenfrage die größten Erfolge erzielt habe. Natürlich sei es zulässig, an solchen Tagen etwas billigere Speisen auf den Tisch zu bringen. Unter allen Umständen seien Scharfmachereien vor den Wahlen zu unterlassen.

Die gemeinsame Ueberzeugung wurde endlich dahin festgestellt: „Der Säug der Schwachen ist die erste Aufgabe des Staates. Der Oberpräsident bezw. Regierungspräsident bezw. Landrat ist der Vater bezw. Helfer bezw. Freund aller Elenden und Armen.“

Zum Schluß ging der Minister auf die schwierige Frage ein: die Sozialpolitik. Er schickte folgende Bemerkung voraus: Gerade auf diesem Gebiete wird die Regierung mit unerbittlicher Energie und rückichtsloser Konsequenz ihre Autorität zu wahren wissen. Sie wird keinen Widerspruch, von niemandem, sei er, wer er wolle, dulden, und jeden ohne weiteres seines Amtes entheben, der eine abweichende Meinung zu äußern oder gar zu bethätigen wage.

Der Minister: Also, meine Herren, für welchen Zoll sind wir?

Der Oberpräsident: 7,50 Mark.

Der Regierungspräsident: 7,50 Mark.

Der erste Landrat (sehr erregt): Aber wir könnten doch unmöglich dem Volke das Brot verteuern. 3,50 Mark ist das Höchste. (Hohnelächler, in das auch der Minister einstimmt. Auf: Caprioli!)

Der zweite Landrat: Unglaubliches Verhalten für einen preußischen Landrat.

Der erste Landrat (erröend): Allerdings ich versprach mich. Wir sind ja jetzt auf der mittleren Linie. Daher natürlich: 5 Mark.

Das ist aber auch das äußerste. Die Regierung selbst erklärt, daß sie nicht über 5 Mark hinausgehen kann und sie lehnt mit aller Entschiedenheit die maßlosen und verheerenden Agitationen des Bundes der Landwirte ab. 5 Mark — das ist unsre wahre Ueberzeugung. Das wird mir der Herr Minister bestätigen.

Der Minister (zögernd): Allerdings...

Der zweite und dritte Landrat: 7,50 Mark. Keinen Heller weniger! Die Landwirtschaft darf nicht ruiniert werden.

Der Oberpräsident: Sehr richtig. Unter dem Namen wir's nicht.

Der erste Landrat: Aber das ist Anfechtung gegen die Regierung, das ist Revolution! (Zwischenruf: Verräter!)

Der Regierungspräsident: Schmeißt den Steck raus!  
Der erste Landrat (eigenförmig): Der Minister wird mir bestätigen, daß die Regierung die Forderung von 7 1/2 Mark Zoll für einen Frevel hält.

Der Oberpräsident } (schreiend): Die Mi-  
Der Regierungspräsident } nister können uns  
Der zweite und dritte Landrat } sonst was!

Der Minister (zornig — zum ersten Landrat): Ich bitte Sie, einen Augenblick mit mir heraus zu kommen. (Sie gehen heraus. Der Landrat glänzt vor Freude und Stolz. Endlich wird er befördert werden!)

Der erste Landrat (bescheiden): O, Herr Minister, es war nur meine einfache Pflicht, die Anfechtung der Regierung . . .

Der Minister (unterbrechend, reicht ihm einen sechsblättrigen Revolver): Da, Sie Unglücks Mensch! Bitte bedienen Sie sich! (Läßt ihn stehen und geht wieder in das Konferenzzimmer).

Der Oberpräsident } (immer noch lärmend): Die  
Der Regierungspräsident } Minister können uns sonst  
Der zweite und dritte Landrat } was!

Der Minister: Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meinen tiefgefühlten Dank ausspreche. Die Regierung bedarf überzeugungs-treuer, charaktervoller Männer, die ihre wohlterwogene Meinung gegen jedermann zu verteidigen den Mut haben. Ich werde an Sie denken. (Draußen fallen schnell hintereinander sechs Schüsse.) . . .

J o o .

### Kleines feuilleton.

— Das Lädchen. Zuerst ging zwischen zwei uralten Oleanderbäumen hindurch, dann drei steinerne Stufen empor, balanzierend stand man vor der gelb-braunen Thür. Ich hab' noch keine Ladena- klinge so klagen gehört. Hoffnungslos. So mußten die Herzen gestungen haben unter den Weiden bei Babylon. Ein kurzer Schritt, und man war am Ladentisch. Aus dem weißgeschuerten Brett standen die Jahresmale wie Rippen. Da kam der Alte. Schloßweih; Haar und Augenbrauen und Totengraberbart. Um den eingefümmelten Mund, aus dem schief eine glimmende Cigarre hing, ein spähiges Gezude. Die Augen voller Schelmerei. „Hier fünf-Pferniger! . . . Oder ist etwas Besseres gefällig? . . . Zwei zu fünfzehn? . . . Acht-pferniger . . . Auch für zehn Pfernige . . .“ — „Al! das Klang beinahe hochdeutsch, aber ein leiser Saug war darin, daß man sich sagte: „Der war doch einmal ein Sadse!“

So war es vor zehn Jahren. Damals ging die Ladena- klinge noch öfter. Es gab noch Leute, die eine Cigarre rauchen wollten, die nach Tabak roch. Und es kamen sehr gern die jungen Burschen aus dem Elsaß, die man einberufen hatte, um preussische Gewehr- griffe zu lernen. Den Geruch der Heimat fanden sie in dem Lädchen. In der Zeit blühten die Oleander rot, wie die Lippen eines Mädchens. Und Hunderte von Rosen umfamnnten die grünen Ägeln.

Sie waren mit ihm alt geworden, die Oleander. Als im Sturmjahre 48 der junge Cigarrenmacher nach Berlin gekommen war, hatte er die beiden Schöplinge mitgebracht. Sie gediehen und wuchsen. Seiner jungen Frau, der Wiedelmacherin, stellte er sie auf den Tisch, als Hochzeitsgeschenk. Und sie zog in das Lädchen und arbeiteten. Arbeiten und hatten ihr Auskommen. Lange, lange Jahre. Bis die Leute, die eine Cigarre rauchen wollten, die nach Tabak roch, immer weniger wurden. Das war zu der Zeit, als draußen im Reich in den Gegenden, wo es billige Arbeitskräfte gab, die Cigarrenfabriken aufschossen wie Pilze nach einem warmen Augustregen. Und noch immer blühten die Oleander. Nur ungleich. Stamm jedes dritte Jahr war ein Jahr der Fülle.

Vor vier Jahren erschienen sie wie mit Purpur überschüttet. In diesem Jahre kaufte der Alte zum erstenmal seine Cigarren, die er sonst selbst gemacht hatte, von den Fabriken. Sechs Monate, und es kam keiner mehr, der gern den Geruch des Tabaks roch. Der August war nah und kalt, und der Alte band mit Draht Papierrosen an seine Oleander.

Zweihundertfünfzig Jahre hat der Cigarrenmacher im Lädchen und in der Sinterstube gelebt. Jeden Abend gönnte er sich ein Glas Bier, das er sich selber beim Budist holte. In Neujahr sollte er heraus, weil er die Miete nicht bezahlen konnte. Einige, deren Altvordern unter den Weiden bei Babylon harsten, schossen zusammen. Sie werden, wenn der Hauswirt kein Fiskusherz hat, etwas heraus- bekommen: Der Alte ist vor einigen Tagen seinem Lädchen, Hand- werk und Handel nachgefordert. —

k. Physiologische Erscheinungen bei Hochfahrten. In einem Buche, das Dr. Franz Linke unter dem Titel „Moderne Luft- schiffahrt“ soeben veröffentlicht hat, werden in einem Kapitel auch die physiologischen Erscheinungen bei Hochfahrten ausführlich be- sprochen. Der Begriff der „Hochfahrt“ ist nicht genau definiert. Ein Luftschiffer, der sich nicht mehr als 2000 Meter erhoben hat, wird 4—5000 als hoch bezeichnen, während wissenschaftliche Ballonfahrer, die es stets auf 5—6 Kilometer, oft 7 und 8 gebracht haben, auf die

ersten 5 Kilometer geringschätzig herabschauen. Linke möchte als Hoch- fahrt solche ansehen, bei denen die physiologische Wirkung der Höhe auf den menschlichen Organismus sich bemerkbar macht. Das scheint nicht allein von der Körperkraft und Widerstandsfähigkeit der Einzelnen abzuhängen, sondern tritt ganz individuell auf. Es giebt gesunde Menschen, die nicht höher als 3000 Meter steigen können, während andere, die als militär- und tropenuntauglich befunden wurden, die größten Höhen am besten ertragen haben. Der normale Mensch, der noch nicht an Hochfahrten teilgenommen hat, fühlt über 4000 Meter, daß sein Herz schneller klopf als sonst, er kann eine gewisse Schläfrigkeit konstatieren, die Glieder werden ihm säuer; er ist zu träge, einen Gedanken zu fassen und ihn durchzuführen. Wenn man sich etwas ruhig verhält und sich dann mit Gewalt aus der Lethargie herausreißt, lassen die ersten Anzeichen der Höhenkrankheit nach. Bei weiterem Steigen stellt sich ein leeres Gefühl im Kopfe ein, das zu Schwindel ausartet. Kalter Schweiß bedeckt die Stirn und man bricht ohnmächtig zusammen, wenn man nicht zu der Sauer- stoff-Atmung greift. Ein Stahlcylinder enthält mehrere hundert Liter Sauerstoff unter 100—200 Atmosphären Druck; von ihm aus- gehende Schläuche, die in ein Gargummistück oder eine Maste endigen, bindet man vor Mund und Nase. Ein Manometer gestattet den Druck zu kontrollieren, unter dem der Sauerstoff ausströmt. Die ersten vollen Atemzüge wirken wie ein Wunder. Neues Leben durch- dringt den erschlafften Körper, die Kräfte kehren wieder, man steht jetzt fest auf den Beinen, die vorher zu versagen drohten; auch die geistigen Funktionen beginnen von neuem und man ist wieder Herr seines Willens. Der unheimliche Mangel an Energie ist das Charakteristische an der Höhenkrankheit. Auch unsere höchsten Hoch- fahrer, Dr. Siling und A. Person, konnten in zehn Kilometer Höhe trotz ununterbrochener Sauerstoffatmung sich nur mit unerhörter Anstrengung dazu aufschwingen, Beobachtungen an den Instrumenten vorzunehmen. Nur durch gegenseitige Ermahnungen, daß die Fahrt unter großem Aufwand von Geldmitteln vorgenommen sei und sie den Auftrag hätten, hier oben das zu messen, was noch niemand zuvor gemessen habe, konnten sie sich ermannen, das Psychrometer aufzuziehen und die Stände zu notieren. Der einzige Gedanke ist: Nur ruhig schlafen. Die Krankheitserscheinungen sind die Folge des Sauerstoffmangels, der mit der Höhe stark zunimmt, jedoch nur selten unter 1000 Meter fühlbar wird, und des geringen Luftdrucks. Sollte es gelingen, luftdicht verschlossene Gondeln zu konstruieren, die durchsichtig, leicht und biegsam sind, so kann nichts mehr hindern, noch größere Höhen zu erreichen, als Person und Siling es 1901 mit Lebensgefahr und Ausbietung aller Kräfte fertig bekommen haben. 10 800 Meter ist bisher Weltrekord. Es scheint fast, als ob bei den Wirkungen der Höhe das Temperament mitspreche, indem lebhafte Menschen größere Höhen vertragen können. In mittleren Höhen hat man um so weniger Beschwerden, je mehr die Aufmerk- samkeit durch allerhand Manipulationen, Beobachtungen und Unter- suchungen in Anspruch genommen ist. Eigentümlich ist auch, daß man sich nach der Landung auf einzelne Vorkommnisse während der Hochfahrt nicht mehr zu entsinnen vermag und nicht angeben kann, was alles vorgenommen worden ist. Wenn nicht das Beobachtungs- protokoll vorhanden wäre, würde man die Zeit, die man in der großen Höhe verbracht hat, stets unterschätzen. —

### Theater.

Deutsches Theater. „Das Thal des Lebens“. Historischer Schwank von Max Dreher. — Ein hübscher junger Bursche, eine hübsche junge Frau; ein häßlicher alter, für seine Gattentrolche schwach beanlagter Gemahl, der so zu unbedenklichen, doch darum mit nicht minderm Stolz empfindenden Vaterfreunden gelangt. Hätte der Geld, dem die uralte Geschichte passierte, Herr Müller oder Herr Schulze geheizen, so wäre die öffentliche Sittlichkeit wohl nicht bedroht gewesen, so wenig wie durch irgend einen beliebigen Dukend- schwanke des Residenztheaters. Auch ein „von“ vor dem Namen ließe sich wohl vertragen. Aber einen schon durch die Geburt gekrönten Haupte, einem Landesvater, und wenn er auch nur ein ganz kleines reichsumittelbares Markgräfflein, ein Terentissimus im Jahre 1770 wäre, durfte derlei Unbill nicht widerfahren. Vorzüglich hat die Censur den Frevel, wenigstens auf dem Theater, verboten, und nur ein geladenes Publikum durfte in geschlossener Nachmittagsvorstellung seine Seelenreinheit durch den Anblick solcher Verhänglichkeiten ge- fährden. Natürlich hatte das Verbot die größte Stimmung für das Stück gemacht. Man war von vornherein entschlossen, sich zu amü- sieren, und nach dem Gelächter, mit dem jede noch so winzige Pointe aufgenommen wurde, nach dem lauten Applaus zu urteilen, gelangte der Vorfall auch zur Ausführung, trotzdem der Dichter leider viel, sehr viel, ziemlich alles, schuldig blieb.

Dem Stücke fehlt der aus dem quellenden Reichthum der Einfälle geborene lustige Liebermut; es übertrifft, es verblüfft nicht, es sei denn durch gewisse Deutlichkeiten. Das feste Thema, das einer bos- haft spielenden, fein stichelnden Satyre so viel Spielraum giebt, wird in derb trockenem Tone, gleichsam programmatisch abgehandelt. Der Dialog, der einjt in Dreher's „In Behandlung“ so lebendig strömte, schleicht blaß und träge, nur durch weit hergeholtte Scherze zeitweise aufgeschwemmt, dahin. Die Charakteristik kommt über schwache Ansätze nicht hinaus.

Und wie viel Schminke in der aufdringlichen Predigt der „ge- sunden Sinnlichkeit“. „Das Thal des Lebens“ heißt bei Dreher ein fleisches Land, von wo seit altersher die markgräflichen Damen ihre Ammen holen. Die Leute, deren Dorfschaft an die preussische Grenze stößt, sind zu arm, als daß die Mädchen ohne derlei Lebens

erwerb heiraten könnten. Lauter uneheliche Kinder, aufwachsend ohne Muttermilch! Und dies Geschlecht marschirt im Stille als ein Geschlecht der Lebensfreude, der unverdorbenen kernigen Naturkraft auf! In vollem Ernst! Mit einigen munter bewegten Szenen beginnt der erste Akt. Vor dem Wirtshaus ist die Tafel für eine Taufgesellschaft gedeckt. Ein alter fröhlicher Fiedler (Herr Bruno Ziemer war ausgezeichnet in der Rolle) erzählt der Wirtin von dem neuesten Schwabenreich des Markgrafen, der, da der Himmel hartnäckig ein Schöhnchen ihm verweigert, nun auch den Unterthanen das Kinderkriegen gern verbieten möchte, zum allermindesten aber strikteste Legitimität von den Neugeborenen verlangt. Eine hohe Keuschheitskommission sei eingesetzt und auf dem Wege nach dem Ammendorf. Mit lautem Zuchhe, vom Fiedelbogenklang begrüßt, kommen die Gäste aus der Kirche, der Pfarrer, selbst ein Ammensohn, vergnügt mitten im Schwarm. Es wird getafelt und getrunken, nach alter Sitte dann ein Ammenkönig für die Ammenjungst des Thales gewählt und auf gewaltigem Laten von den Mädchen auf und ab geschleudert. Der Fiedler klettert auf die breite Linde und spielt zum Tange auf. Da rückt die Keuschheitskommission mit den Soldaten an. Aber die launig vorbereitete Situation verpufft ganz wirkungslos in billigen Titaden. In den Pfarrer, der eben noch im Tange mitgehoppft, fährt plötzlich ein hochmütiger Theaterzeufel. Man denkt, mit Spott und behaglichem Humor wird er, ein wunderliches Original, den gestrengen Herren entgegen. Statt dessen tritt er als Marquis Rosa der bedrohten Ammenfreiheit auf. Der Keuschheit höchste Güter scheinen auf dem Spiel zu stehen. Die Burtschen und die Mädchen hier sind höchst vorzügliche Geschöpfe; nicht auf das Neuhere, auf das Innere kommt es an, darauf, daß zwei einander lieben und sich treu sind. Und treu sind diese starken, frohen Kinder der Natur! Mit einem Wort: Ehret die Ammen. Ihr neu ernannter König, derselbe, der das Tauffest seines ersten Jungen feiert, beleidigt hibig die Soldaten und wird als Mißthäter abgeführt. Der nächste Akt führt uns aufs Schloß. Zwei Kammerherren sitzen da und gähnen. Und wirklich, es ist langweilig. Auch Wasser man vermochte diesem Markgrafen nicht etwas Rechtes abzugewinnen. Die Kosten werden aus Allernächstigemdem bestritten. Lange Unterhaltungen mit dem Leibarzt, der dem erhabenen Gebieter die Wunderwirkungen seiner Morgenrot-Tropfen anpreist, ein paar Ausbrüche der unausföhrlich mißgünstigen Laune, in der sich Allerhöchst zur Zeit befinden, das ist so ziemlich alles. Den Burtschen hat der Markgraf zur Strafe in Uniform gesteckt. Und als der Pfarrer und das Mädel kommen, den Jungen loszubitten, freut es ihn doppelt, wie sauber er die Liebesleute getrennt hat. Um ein Defektieren unmöglich zu machen, giebt er die Order, den Burtschen zum Dienst im Innern des Schlosses, vor den Gemächern der Frau Markgräfin, zu kommandieren. Natürlich mit dem voraussehenden Erfolg! Hätte Irene Triesch nicht so wundervoll sein gespielt, die Szenen des dritten Aktes, so plump in ihren Uebertreibungen, wären höchst peinlich gewesen. Aber sie brachte solche Ammut, solche selbstsichere Virtuosität in diese Rolle mit, sie wußte das allzu Stelle so zu dämpfen, es so in lodende Schönheitschleier einzuhüllen, daß man, sie bewundernd, kaum zum Gefühl all der krassen Unmöglichkeit leiten kam. In der Seite seiner Durchlaucht in diesem Schloß, aus dem alle Jugend vertrieben ist, nach Liebeshändeln verschmachtet, holt sich das Dämchen die junge Schildwache eiligst auf ihr Zimmer. Er muß die Kussete hinjesseln, essen und trinken. „Wir sind die beiden einzigen Jungen hier.“ Der Feldwebel, der den Rekruten rekrutieren kommt, wird weggeschickt. Nach neun Monaten verläßt er als Kanonendonner dem Ländchen, daß ein Prinz geboren. Der Ammentönig, der längst ins Ausland desertiert ist, schleicht über die Grenze in das Heimatdorf, um seine Lisbeth, der er nach seiner treuherzigen Beteuerung „beinah immer“ treu geblieben ist, mitzunehmen, und läuft dabei der Durchlaucht in die Arme. Allgemeine Versöhnung. Der hohe Herr, glückstrahlend, findet eine Amme; und den Burtschen, der sich hinter den Grenzpfahl gestücht hat, ermuntert er leutselig, getroffen die paar Schritte „ins Ländle“ hinab zu machen; er wolle ihm nichts thun, so wahr er Vater geworden. Freude soll sein bei allen Unterthanen. Der Schluß, das Jagen um den Grenzpfahl, ist völlig posifenhaft. Freich wirkten hier nur in dem warmen, herzlichen Spiele Else Lehmanns und Kittners die Szenen zwischen den beiden Liebesleuten: der Jubel des Wiedersehens, das Liebeseyamen und der rasch geschlichtete Streit. —dt.

**Thalia-Theater:** „Der Cameliönkel“, Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten von Leon Leipziger. Musik von Julius Einödschofer und Fritz Reichmann. — Rentier Knipfle, pardon Herr Leipziger hat sich's riesig leicht gemacht. Er verband eine Anzahl seiner Gelegenheitsverse auf einen nach altem Rezept getauften Rentier Knipfle durch etwas mit gangbaren Stalauern, komisch sein sollenden Wortspielen und Kouplets unterpitter Prosa — und die Posse war fertig. Wenn man erfährt, daß dieser Knipfle als Singpieltheatermann und Junggefelle ein „Verhältnis“ unterhalten hat, dem eine Tochter entsprossen ist, dann bedarf es keines besonderen Scharfsinns mehr, um die billige Weiterentwicklung des Ganzen im Voraus zu erleben. Die Geliebte ist also eines Tages „losgegangen“, d. h. sie hat Knipfle schräde verlassen und sich in Monte Carlo festgesetzt. Das war natürlich schon dazumal gewesen, als Knipfle noch keinen überschüssigen Rammon hatte. Knipfle ist aus Gram und Grimm über diese Antreue Zügendretter aus Passion geworden. Er sucht nämlich jedes Demimonde-Dämchen auf den

Pfad eines „sittlichen“ Lebenswandels zurückzuführen. Mit welchem Erfolg, verrät der Texturheber nicht. Aber da Knipfle eine von einem jungen Doktor angeschmachtetete Nichte hat, so kommt es zu einigen „Vertwickelungen“, wenn auch nicht bössartiger Natur. Man beschließt eine Reise nach Monte Carlo. Hier winkt dem Berliner Zügendretter ein geeignetes Feld für seine Thätigkeit. Hier trifft er aber auch seine ehemalige Geliebte. Sie will ihn wieder versöhnen und an sich fesseln. Diesmal aber geht Knipfle „los“. Auf einer Redoute in Nizza trifft man sich wieder. Knipfle ahnt natürlich nicht, daß die eigne Nichte benehrt seiner Geliebten und ihrem Doktor ihm selbst eine Falle stellen. Knipfle, als „ahnungsloser Engel“ befehrt sich hier bei Seltmarke „Mumm“ und „Pommerh“ von der Zügendrettereie zum lustig tanzenden, liebelnden, trinkenden Säwercnötter. Als die Damen ihr Visier öffnen, erkennt Knipfle zu höchlichem Aerger, daß er von seiner alten Flamme genasführt worden ist, vergiebt ihr jedoch ihr Vergehen und geht mit allen zurück nach Berlin. Das ganze Rezept ist also, wie Figura zeigt, ebenso alt, als jeder Handlung ermangelnd. Leipzigers Verse sind dagegen süßig und gut pointiert. Das Komponisten-Duo hat dazu die manchmal nette, meistens aber aus früheren Einödschoferischen und andren „Musiken“ zusammengesoppelte „Vertonung“ geliefert. Hauptfache ist, daß Guido Thielischer als Knipfle die Lacher auf seine komische Seite bringt, daß Gerda Walde als Kläre Knipfle und Josephine Dora als Geliebte prächtig bei Spiel und Stimme sind und ebenso „trinkbar“, wie als männerverführerisch und als grazile Tanzbeinschwingerinnen sich erweisen. Das Haus war in allen seinen Räumen voll und eine große Claque arbeitete fleißig für den Erfolg. —e. k.

**Humoristisches.**

— Der böshafte Lehrling, Weinhändler (wütend): „Zum Teufel jag' ich Dich, wenn Du Dich nochmal unterteufst, auf die Etikette von dem billigen Grüneberger zu schreiben „Neuherlich“, und „u Totenkopfd'rüber zu malen!“ —

— Aus der Schule. . . . Wenn ich Deinem Vater 500 Mark geborgt hätte, unter der Bedingung, daß er jährlich 75 Mark davon zurückbezahlen müßte — wieviel würde er mir dann nach Verlauf von drei Jahren noch schulden?“  
 „500 Mark!“  
 „Falsch, Junge!“  
 „Aber, Herr Lehrer, ich kenn' doch meinen Vater!“ —

— Die gekränkte Gattin. Frau (zum Mann, der bei einem Ehezwist unter das Bett gekrochen ist): „. . . Was hast Du gesagt? Lieblos bin ich?! . . . Hab' ich Dir nicht am Altar ewige Lieb' und Treu' geschworen. Du undankbarer Saderlump! . . . Na war' nur, wenn D' vorkommst!“  
 („Fliegende Blätter“.)

**Notizen.**

— Ein Buch von Otto Ernst: „Von geruhigen Leben, humoristische Plaudereien über große und kleine Kinder“ ist soeben bei L. Staudmann in Leipzig erschienen. —

— Die Neue Freie Volksbühne bringt heute und an den beiden nächsten Sonntagen im Velle-Alliance-Theater (nachmittags 1/2 3 Uhr) Gerhart Hauptmanns Märchendrama „Die verjurkete Glocke“ zur Aufführung. —

— „Venus Anadyomene“, ein dreitägiges Schauspiel von Rudolf Presber, erlebt am 14. Februar im Stadt-Theater zu Frankfurt a. M. die Erstaufführung. —

— Im Wiener Raimund-Theater erzielte Heinrich Schrottenbachs Volksstück „Der Herr Gemeinderat“ einen starken Erfolg. —

cc. Das Niedrigschrauben der Petroleumlampen. Eine weit verbreitete Gewohnheit ist das Niedrigschrauben der Petroleumlampen, sobald man nicht das volle Licht braucht. Man nimmt dabei den Uebelstand in Kauf, daß man die Luft des Raumes, in dem die Petroleumlampe brennt, ganz erheblich verschlechtert. Diese Thatsache ist durch Versuche völlig bestätigt worden. Durch das Niedrigschrauben der Lampe findet eine unvollständige Verbrennung statt und hierdurch steigen, ebenso wie bei den zu hochgestellten Flammen, unverbrannte, unangenehm riechende Gase durch den Cylinder empor. Durch das Niedrigschrauben wird aber, wie die technische Zeitschrift „Kraft und Licht“ berichtet, nicht einmal eine Ersparnis an Petroleum erzielt. Hiervon kann man sich selbst leicht überzeugen, indem man einmal eine Petroleumlampe mit einer hellen, dann mit einer niedriggeschraubten Flamme brennen läßt und beide Brennzeiten vergleicht. Man wird dann finden, daß die niedriggeschraubte Flamme nur sehr wenig länger brennt, als die das volle Licht spendende, so daß der Nachteil der verschlechterten Luft durch den Vorteil einer minimalen Petroleumersparnis nicht aufgewogen wird. —

— Die Zufuhren von Kautschuk nach den wichtigsten Märkten der Welt betragen 1894 30 435 Tonnen, 1895 32 954 Tonnen, 1896 34 767 Tonnen, 1897 38 422 Tonnen, 1898 44 028 Tonnen, 1899 47 651 Tonnen, 1900 51 001 Tonnen und 1901 53 501 Tonnen. —